



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Lux, Joseph Aug.: Der rote Rausch : Roman (Fortsetzung). III. : das Blut  
der Erde.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Der rote Raufsch

Roman von Joseph Aug. Eug

(Fortsetzung.)

### III.

#### Das Blut der Erde.

Dunkeläugige Traube  
La la la, laa la,  
Der Himmel als Laube  
La la la, laa la.

Die ganze Kaserne trällerte das Lied.

Gaston wußte noch mehr solcher Chansons. O, was das betrifft, Gaston war ein Kamerad, einen bessern findest du nit!

„He, Gaston! Gibt es schöne Mädchen in deiner Heimat?“ fragte der Korporal, fragte der Sergeant, fragten die Kameraden.

Gaston in Habachtstellung lächelte, lächelte, bis der Mund von einem Ohr zum anderen reichete.

Wie kann es in Gastons Heimat etwas anderes geben als schöne Mädchen! Besonders in Perpignan! Von Jeanne abgesehen, die war ja die Königin der Schönheit, und sie war zugleich Gastons Braut, weshalb niemand außer ihm das begehrlche Auge zu ihr erheben durfte, niemand! „Hört ihr, Kameraden, niemand! Ich erschläge ihn auf der Stelle, und wär's mein leiblicher Bruder!“

Aber Gaston wurde bei der Erinnerung an Jeanne wieder kleinlaut.

Wie viele Wochen, Monate sind vergangen, daß er von Jeanne kein Brieflein mehr erhalten hatte! Freilich, der treue Bruder Richard hatte ihn beruhigt, ein goldener Kerl! Es wäre ja möglich, daß Jeannes Briefe ihn nicht erreicht haben würden, da Gaston mit seiner Truppe in den letzten Monaten von einem Übungsfeld nach dem anderen, die Kreuz und Quer von Frankreich geschickt worden war und keine verlässliche Adresse anzugeben hatte.

Nun aber war der Befehl an die Linie Nummer siebzehn, in der Gaston diente, gekommen, daß man sich zum Aufbruch nach dem Midi bereit halten müsse, und zwar nach den Gegenden von Perpignan, Carcassone, Montpellier, Narbonne, Argellier, kurz nach den Hauptorten des südlichen Weinlandes.

Gaston schlug vor Freude Purzelbäume.

„Kameraden, das wird ein himmlischer Tag werden! Zur Weinlesezeit! Ihr braucht euch auf der Straße nur auf den Bauch zu legen, und was euch in den Mund rinnt, ist purer Wein. Ihr braucht nur aus einem Brunnen zu schöpfen, und was ihr schöpft, ist süßer Most! Was wird sich Jeanne freuen, was wird sich Bruder Richard freuen, wenn Gaston zu Besuch kommt, Gaston als Soldat, Gaston als Held, Gaston als Verteidiger seines Vaterlandes und seiner geliebten Heimat!“

Es standen viele junge Leute aus dem Süden in der Linie, und einige von ihnen wollten wissen, daß es keine Spazierfahrt nach der Heimat sein werde, sondern daß es Aufstand dort unten gebe.

Andere bestritten es, vor allem Gaston.

„Aufstand? Lächerlich! Weinlese ist jetzt bei uns daheim. Vielleicht haben sich einige betrunken gemacht, aber das werden wir auch, Kameraden, das werden wir auch!“

Die groben, aber fröhlichen Stimmen johlten in der Runde: „Das werden wir auch!“

Zwei Sergeanten, die über den Kasernenhof gingen, sahen sich bedeutsam an, und einer sagte leise: „Weinlese? Eine blutige Weinlese!“

„Ist es nicht ein Unsinn,“ brummte der andere, „gerade unsere Linie hinunter zu schicken, die wir so viele Söhne aus dem Süden in unseren Reihen haben? Ein paar Abteilungen aus dem Norden hätten genügt. . . . Wenn ich General wäre! Die Herren am grünen Tisch, gehorsamsten Respekt, aber von der Truppe verstehen sie nichts!“

„Wie viele Mädchen in deiner Gegend kennst du, Gaston?“ wollten die Kameraden wissen.

Gaston warf sich in die Brust. „Alle! Gaston von Perpignan wird die Bescheidenheit haben dürfen, zu sagen, daß er alle kennt, alle!“

Gaston, ein schmucker Junge, Fliegenleim für die Mädchen, durfte sich rühmen, an jedem Finger, an jedem Knöchel nicht eine, sondern zehn zu haben, nicht zehn, unzählige. . . . Mit Ausnahme von Jeanne seien sie alle den Kameraden gewährt, von Herzen vergönnt, und des Jubels werde kein Ende sein!

„Ja, ihr müßt nach Perpignan kommen! Dort singen wir ein Lied, ohne Reim und ohne Noten. In Perpignan da wachsen viele schöne Mädchennamen. Ninon, Nana, Lolotte, Ninette, Marianne, Susanne, Babette! Aber es ist damit noch nicht zu Ende, o, es ist noch lange nicht zu Ende! Da singt die Lerche mit, die Fische in den Bächen singen mit, und wir alle, alle singen ohne Reim und ohne Noten den großen Sang: Ninon, Nana, Lolotte, Ninette, Marianne, Susanne, Babette, und sind damit noch lange nicht zu Ende, o, lange nicht zu Ende!“

Gaston schwätzte ins Blinde und Blaue und sang den großen Sang der Heimat, und der Chorus von rauhen, frischen Stimmen brüllte mit, ohne Reim und ohne Noten, süße Mädchennamen, und war lange nicht zu Ende, o, lange nicht zu Ende!

Und eine namenlose Sehnsucht bedrängte Gastons Herz, als der trunkene Chorgesang ertönte, den man im Weinbergsfreudenrausch bei der Lese vor einem Jahr gesungen hatte, damals, als Gaston Adieu sagte, das Glück in der Welt zu suchen und die Probe zu bestehen, die ihm Marcellin, der kommende Schwiegervater, auferlegt hatte. Damals saß man im Grünen, die blaue Nacht über sich, bei bunten Lampions, den Wein in funkelnden Gläsern am Tisch. Und in dem Sang der schönen Namen pries man die gottgesegnete, verrucht schöne, alte Heimat, pries sie laut und sang wie die Jünglinge im Feuerofen, im Weinbergfeuerofen. Und die lieben Stimmen und Namen liefen ihm nach, das Flüsterstimmengewirr der Bäche, des in die Kellern tropfenden, rinnenden, tickenden Mofts, das Blättergefäusel des traumhüptigen, rauschseligen, trostbringenden, grüngoldenen Hügellandes, wo der junge Weingott seine Stirne bekränzte und der gelbe Messingvogel des Wingerhorns schmetternd in der blauen Luft stand. O Sehnsucht! O Heimat!

„Dort ist der Wind ein Kuß, und der Sturm ein Lied. Dort rinnt in Strömen der Most, dort schießen im Bach die Forellen, dort sind die Straßen gepflastert mit Bonbons, dort fließt in den Brunnen der echte Wein, dort blüht in den Gärten die Liebe. Dort wachsen die wonnereichen Mädchennamen, ohne Ende, ohne Ende! Ja, meine Heimat ist eine schöne Heimat, ist eine schöne Heimat, kommt mit!“

Und die Kameraden bekamen einen wässerigen Mund und brüllten im Chor das Lob der Heimat des Gaston von Perpignan.

Wann endlich, wann kommt der Befehl, daß wir aufbrechen dürfen nach dem Süden? O Sehnsucht! O unsterbliche Geliebte!

„Ninon, Nana, Lolotte, Ninette, Marianne, Susanne, Babette“ . . .

Während fern die Lobeshymne auf die unsterbliche Geliebte erklang, glich die besungene Heimat einer verlassenen Braut, die in Tränen sitzt, die Hände ringend, bittere Klagen auf den Rippen, von den Schleiern der Trauer umhüllt. . . Wie hatte sich alles gewendet.

Selbst vor Rouquiés heimlichen Bräutigamsbildern versanken die blumigen Brokatwesten, das honigsüße Flitterwochenlächeln, die Rosenwolken eines exträumten, sanftblauen Gehimmels, die verheißungsvoll am Horizont seiner wunschfreudigen Seele erschienen waren, versank das alles ins tiefe, tiefe Nichts, vorläufig wenigstens, solange die gespenstigen Himmelsreiter des Unglücks und der Not ihre Schatten auf dieses Land warfen. Die Zeit war leider nicht angetan, den Rosenweg der hochzeitlichen Winne zu gehen. Zukende Blitze sind ein schlechtes Omen für einen Freierrgang. Also Geduld! Tief, tief ins Herz das blühende Johannisreis versenkt, die Brokatweste, die seidnen Strümpfe, die Schuhe mit den silbernen Schnallen, den elfenbeinernen Großvaterstoch zurück in den Schrank, wo sie noch länger der Auferstehung harren mögen! Und den Bräutigam einstweilen in den rückwärtigen Garten des Lebenshauses versteckt, im Reich der Träume, wo er nachts, wenn Rouquié sein friedliches Schnarchen anhebt, ungerufen und von niemandem bemerkt als von dem süß Schlummernden, mit dem Hochzeitsstraufe in der Hand hervortreten darf!

Aber die böse Zeit, da niemand freien ging, war der rechte Augenblick für Richard, seinen Gang zu Jeanne zu wiederholen, wenn auch nicht so festlich wie das erstemal.

Von dem Rathaus herab wallte die schwarze Fahne, die Straßen und Mauersockel waren rot wie von Blut getränkt, der Rausch hatte seine Fesseln gesprengt, war von den Bergen herabgestiegen und hatte von den Menschen Besitz ergriffen. Die Hunde und Katzen wälzten sich trunken auf dem Pflaster, und die Leute verloren die klare Besinnung. Es gab keine Obrigkeit mehr, man brauchte keine Steuern zu zahlen, man war Herr und konnte tun, wonach einem der Sinn stand, ein jeder Knecht ward zum Tyrann. Man hatte sein kostbares Gut verschüttet, man hatte diesem Leben sozusagen die Andern geöffnet, und nun rann der rote Saft in den Sand, und mit ihm verrannen die Hoffnungen, die Zukunftsträume, der Wohlstand. Und als die Leute zusahen, kam der Blutausch über sie, und die Liebe, die in den Gärten blühte, verwandelte sich in Haß. Der Wein, der in Tümpeln und Pfützen versickert und an den Wänden hinaufgespritzt war, schrie mit flammenroten Zungen: Rache! Rache!

Aber Richards Hoffnungen waren nicht in den Sand verronnen. Seine Ernte stand gut und wartete auf den Schnitt. Das kam daher, weil Richard ein Mann des Denkens war und es verstand, mit den Verhältnissen zu rechnen.

„Du bist nicht gekommen, Jeanne,“ sprach er zu ihr, „aber ich habe dich noch nicht erwartet. Lasse es als ein Zeichen meiner Liebe gelten, daß ich nochmals vor dir erscheine und dich frage, ob du mein Weib sein willst. Es stehen schreckliche Dinge bevor, die dich, dein Haus und deine Lieben treffen. Du kannst es abwenden, wenn du Ja sagst. Dann will ich dir zur Seite stehen, und es wird nichts geschehen, so wahr ich Richard bin.“

„Ich kenne dein böses, falsches Herz, Richard, und weiß, daß du lügst. Was kann Schlimmeres geschehen, als schon geschehen ist? Was kann ein prahlender, eitler Narr wie du bewirken, was kann er verhindern? Er kann kleinen Mädchen bange machen oder die dummen Mägde unten am Marktbrunnen erschrecken. Geh' hinunter, und du wirst sehen, sie lassen vor Schreck den Eimer fallen und laufen kreischend davon, sobald sie dich nur sehen. Adieu, adieu, großmütiger Richard!“

Richard ging die blutrote Straße hinab, wo schwarz die Trauerfahne wallte, und sein Sinn war nicht fromm. Unten am Platz unter den Platanen, die ihre gelben Blätter fallen ließen, saß dieser widerliche, weinerliche Alte, der blinde Joachim, und orakelte vor einem Haufen Weiber beiderlei Geschlechts.

„Es ist die Zeit, von der der Prophet sagt, daß ein Engel ausgoß seine Schale in die Wasserströme und in die Wasserbrunnen; und es ward Blut.“

Und Richard fühlte den Zorn in seinem Herzen, seine Hände bearbeiteten und würgten einen unsichtbaren Feind, und als die Mägde am Marktbrunnen ihn herankommen sahen, warfen sie die Kübel weg und stoben kreischend und lachend auseinander.

Und Richard fühlte sich verhöhnt und verlacht, Richard, der solange darüber nachgedacht und berechnet hatte, wie man der Welt ein Schnippchen schlagen könne. Denn die Welt war Schuldnerin bei ihm und geriet immer tiefer in seine Schuld, daß er ein Recht darauf hatte, den sittlichen Kontrakt mit ihr zu zerreißen. Aber es kommt noch der Tag, wo ihm die Früchte, die noch zu hoch hängen, von selbst in den Schoß fallen werden!

Und siehe, will schon der nächste Tag ihm die Erfüllung bringen? Jeanne trat in Richards Haus.

„Richard,“ sagte sie weich, „ich habe dich schlecht behandelt, wenn es dich fränkt, dann verzeihe! Du sollst aber nie vergessen, daß ich Gastons Braut bin, und daß du kein Recht hast, deinem Bruder Übles nachzusagen oder mir zu drohen. Deine Drohungen nehme ich dir nicht übel, denn ich weiß, daß sie nichtig sind und aus einem verwirrten Herzen kommen. Und nun gräme dich nicht!“

Da löste sich der Panzer seines verhärteten Herzens, und als Jeanne gegangen war, fiel er auf den Boden hin und weinte hilflos wie ein verlassenes Knäblein.

„Wenn Gaston nicht wäre . . .!“ brachte er unter Wimmern und Wehklagen hervor. „Zu spät, zu spät!“

Aber die Schwäche ging bald vorüber und Richard sagte sich: „Alles ist gut, wie es ist. Es muß kommen, was kommt. Es ist das Schicksal!“

Und das Schicksal griff rasch zu, das Schicksal, das sich der fromme Glaube gern mit verbundenen Augen oder blind vorstellt.

Eine Schreckenskunde durchlief das Land und bewirkte ein jähes Aufschäumen im Volke. Rouquié war verhaftet worden, nicht nur Rouquié, sondern mit ihm sämtliche Mitglieder des Aktionskomitees zum Schutz der Winzerinteressen und alle Bürgermeister, die ihr Amt im Stiche gelassen hatten. Nur Richard, der wichtige Mann, der die Protokolle des Komitees führte, war frei. Und Marcellin, das Haupt der Bewegung? Marcellin war auf die Kunde der Verhaftung entflohen.

Was, entflohen? Ja doch, Richard behauptet es.

Nein, Freunde, er ist nach Paris gereist, die gerechte Sache mit der Regierung selbst zu führen. Hoch, Marcellin, hoch!

Zwei Fremde waren in Perpignan erschienen, hatten sich zuerst im Hause Richards aufgehalten und waren dann geradewegs nach dem Weingut Marcellins gegangen. Sie trafen den Hausherrn nicht mehr an. In den Straßen verbreitete sich das Gerücht, daß es Polizeiagenten wären, die gekommen seien, den Winzerapostel abzuführen. Als die beiden Fremden ihren Fuß wieder auf die Straße setzten, wurden sie von einer aufgeregten Volksmenge empfangen, die mit Steinen und Stöcken auf die beiden Fremden eindrang. Zerschunden und zerschlagen, aus vielen Wunden blutend, konnten sich die beiden mit knapper Not in die Präfectur retten.

Das graue, festungsartige Gebäude, darin die Präfectur untergebracht war, lag mit geschlossenen Augen da, wehrhaft und abweisend, das eiserne Gittertor zugezogen, stachelbewehrt wie ein zusammengerollter Igel. Und davor, flüffend wie ein zorniger Roter, stand die entfesselte Menge.

„Die Polizeihunde heraus!“ heulte es durch die Gassen. Neue Haufen wälzten herab und stimmten in den Ruf ein. Hacke und Schaufel, das friedliche Arbeitsgerät, wurden herbeigeschafft, auf der Schulter hoch getragen, als drohende Waffen geschwungen.

An einem niedrigen Nachbarhause wurde eine Leiter angelegt, und plötzlich sah man wehende Kleider, eine Frauengestalt. Jeanne!

Sofort brüllte die Menge: „Hoch, Jeanne, die Helbenjungfrau! Hoch die neue Jeanne d'Arc! Hoch!“

Jeanne winkte mit einem weißen Fegen Papier. Stille trat ein, sie sprach. Von dem weißen Blatt ablesend verkündete sie, daß Vater Marcellin unterwegs nach Paris seinen Genossen einen Gruß entbiete und die heilige Sache des Volkes vor der Regierung mit aller Kraft verfechten und nicht ohne guten Erfolg zurückkehren werde. Doch müsse er sein Volk an den Schwur erinnern und verlangen, daß es Frieden und Ordnung aufrecht erhalte, Ausschreitungen sofort im Keime unterdrücke, so lange wenigstens, bis er wieder vor seinen Mitkämpfern und Leidensgenossen erscheine und die Ergebnisse seiner Reise werde mitteilen können. Möge Gott sie alle beschützen!

Eben noch hatte sich der Rachemund aufgetan und Tod und Vernichtung verkündet, und im nächsten Augenblick sang derselbe Mund den verklärenden Hymnus der Begeisterung für Marcellin und seine ebenbürtige Tochter Jeanne.

Zum zweitenmal war die Jungfrau als Retterin erschienen und hatte das Schicksal gewendet. Die Huldigungen steigerten sich zu einem Triumph, der jenen

des Vaters Marcellin bei weitem übertraf, sie wurde als Heilige erklärt, als Schutzengel, als Bannerträgerin des Volkes in dem kommenden Kriege. Aber man wich nicht von dem Platz vor der Präfektur. Ein regelrechter Belagerungszustand wurde eröffnet, Wachen wurden aufgestellt und mit allen Schußwaffen versehen; Gewalttat sollte auf Befehl der Jungfrau vermieden werden, aber der Präfekt, die Agenten und die sonstigen Beamten, die sich in dem alten Schloß befanden, wurden als Gefangene erklärt, die mit ihrem Leben einstehen, bis die Regierung ihre „Garantien“ gegeben hätte.

Marcellin würde alles durchsetzen, was man verlangte, darüber wäre kein Zweifel, inzwischen hätte die Jungfrau Jeanne den Oberbefehl über zwei Millionen Getreue. Hoch das Haus Marcellin!

In wenig zuversichtlicher Stimmung, ein halber Flüchtling, aber eine dumpfe Entschlossenheit im Herzen, hatte sich Vater Marcellin auf den Weg gemacht, den Löwen in seiner Höhle zu besuchen. Wird er ihm die erforderlichen „Garantien“ abringen können? Je näher er Paris kam, desto kleinlauter war ihm zu Mut. Er war nie in der großen Stadt gewesen, die ihm als unfaßbares, mehr erschreckendes, denn anmutiges Traumgebilde erschien. Unterwegs in einer kleinen Station wurde Halt gemacht, gar nicht fahrplanmäßig. Man streckte den Kopf zum Fenster heraus. Soldatentransporte waren es, die nach dem Süden gingen. Züge, ganz vollgestopft! Gesang und Lärm war mit ihnen.

„Ninon, Nana, Lolotte, Ninette, Marianne, Susanne, Babette . . .“

Marcellin wurde von Wehmut beschlichen. Wie sonderbar, dachte er, derselbe Sang, den bei uns die Burschen singen zur Weinlesezeit, wenn es ein wenig trunken hergeht, bloße Namen, dieselben Mädchennamen:

Ninon, Nana, Lolotte . . .

Er versuchte zu singen. Heimweh hatte er nie gekannt, weil er nie der Heimat fern gewesen. In den benachbarten Weinbezirken, ja — aber die waren ja auch die Heimat. Und jetzt, schon nach ein paar Stunden Bahnfahrt, inmitten einer ungewohnten Umgebung, fühlte er dieses unwiderstehliche, schmerzfelige Drängen.

Am liebsten wäre er mit dem Soldatenzug zurückgefahren. Er hatte Grauen vor Paris, Grauen vor seiner Mission. Könnte er doch diese drückende Last eines millionenfachen Vertrauens, das millionenfache Verantwortung aufbürmt, von sich werfen, sich verkriechen, aber frei sein und unabhängig sein, sein eigener Herr. Er war es nicht mehr, er war nur mehr das Werkzeug in einer Hand, die er zu führen vermeinte und die ihn führte. Er konnte nicht zurück, jetzt, mit den Soldaten, o nein! Er war einer, der die Schiffe hinter sich verbrannt hatte. Also vorwärts! Hatte er zu wählen? Hinter ihm stand das Gefängnis, und vor ihm . . . Er konnte nichts mehr zu Ende denken.

In Paris war seine Ankunft gemeldet. Automobile erwarteten ihn, Journalisten, Deputierte, Neugierige, er wurde herumgeführt wie ein wildes Tier.

Hel! Aufgepaßt! Marcellin kommt! Der Winzerapostel! Der König der Bettler des Südens!

Von der Reise bestaubt und beschmutzt, mit kotigen Stiefeln, die Reisetasche in der Hand, befand er sich plötzlich in einem Palais. Er wurde über marmorne Treppen geführt, ging über schwellende, rote Teppiche, die jeden Schall auffingen, und stand in einem vornehmem Gemach, von all der Kostbarkeit und dem Glanz,

der ihn umgab, gedemütigt, ein bescheidener Bürger aus der Provinz, in Gedanken und Worten ungelent. Ein Mann stand vor ihm, energisch, brüsk, herrisch und zugleich frei und vornehm, er hörte Worte, die heftig klangen und ihn, Marcellin, klein machten. Und er sah in ein Gesicht, das braun war, unbeweglich wie eine Maske, die Haut um die hochliegenden Backenknochen straff gespannt, und er empfand die Bedrückung, die ehrfürchtige Scheu, die jeden ergreift, der vor einem Großen steht. Der Ministerpräsident! Aber Marcellin gewann allmählich, als er zu Worte kam und die Not seiner Landsleute schilderte, eine freiere Haltung und das stärkende Gefühl seiner Mission wieder zurück. Es hielt nicht lange an. Scharfsinn und Schlagfertigkeit des Gegners entwaffneten ihn; er stand nicht mehr als Kläger da, sondern als Angeklagter. Ja allerdings, was im Süden vorging, war eine Ungefestigkeit, war Friedensstörung, war Rebellion!

Marcellin wehrte sich mit beweglichen Worten. Er hatte Erleuchtungen. O, o, o! Keine Rebellion! Und wenn man die Marder fragt, sind es immer die Tauben, die Rebellion machen! Sollte man wirklich dieses harte, ungerechte Wort auf die friedliche Bewegung anwenden wollen, dann sei nicht zu vergessen, daß es eine Rebellion aus Heimatsliebe, aus Patriotismus sei! Das schöne, blühende Frankreich, warum verfährt es so grausam gegen seine treuesten Kinder? Die Hand Gottes überschütte das Land mit Reichtum, aber die Hand der Regierung zerstöre diesen Segen! Auf den Hügeln laste das Glück, die Berge schwimmen in Most, und in den Häusern niste das Elend! Der Wein laufe als entwertetes Gut über die Straßen, die blutrot getränkt sind, und ein Zammern habe sich im Lande der Freude erhoben, als wäre es der Menschen eigenes, vergoffenes Blut! Gerechtigkeit, nicht mehr als Gerechtigkeit! Die Winzer führen eine heilige Sache; und wenn die Gesetze diese Gerechtigkeit versagen, dann sind diese Gesetze schlecht und müssen abgeschafft werden. „Rebellion, meineinwegen! Die Not, Herr Ministerpräsident, bedenken Sie die Not! Bedenken Sie! Und die Qualität! Der Wein ist es doch wert! Wir können doch das Produkt nicht unter dem Wert los schlagen. Bedenken Sie, daß der Wein diesen Wert hat, tatsächlich, Herr Ministerpräsident!“

Marcellin hatte einen schweren Stand. Der Gegner widerlegte alles, bewies das Gegenteil, haarfscharf.

„Ach was, Wert! Das mag ja richtig sein, Monsieur Marcellin, für Sie mag der Wein diesen Wert haben; aber der Marktpreis, verstehen Sie, der Marktpreis ist eine andere Sache! Konjunktur! Die Konjunktur bestimmt den Marktpreis, nicht den Wert! Überproduktion! Verstehen Sie? Durch Überproduktion haben Sie die Konjunktur verschlechtert, durch Überangebot! Und da wundern Sie sich noch?! Ihre eigene Schuld, das ist doch sonnenklar. Na also!“

Überproduktion! Ja, wenn diese Weinbauern volkswirtschaftlich denken könnten, hätten sie diese plausible Erklärung von selbst gefunden und sich den törichten Aufruhr erspart! Wer also hat das blühende Land des Südens an den Rand des Abgrundes gebracht? Natürlich diese Tröpfe, diese unwissenden, verhetzten Bauern des Weinlandes! Überproduktion! Garantien? Die Regierung habe keine zu geben, sondern solche zu verlangen. Mit Rebellen verhandle man nicht. Marcellin erscheine nicht als Vertreter und Verfechter berechtigter Volksinteressen, sondern als Aufwiegler der Massen, als Anstifter zum Bürgerkrieg, als Rebell! Wenn er mit einem guten Rat in der Tasche das Haus verlassen wolle,

so möge er sich beeilen, die erregten Volksmassen zur Ordnung und Geseßlichkeit zurückzuführen; für die Vorkommnisse im Süden seien er und seine Freunde verantwortlich zu machen. Möge er sich beeilen, Herr Marcellin! Er habe für Ruhe und Ordnung zu bürgen. Der Winzerapostel! Der Volksverführer! Der Rebelle! Er habe sich dann den Gerichten zu stellen! Er habe —! Er habe —! Er habe —!

Damit endete die Unterredung mit dem Ministerpräsidenten.

„Das hat gewirkt!“ sagte sich dieser. Das sittliche Pathos! Der Sekretär arbeitete die Unterredung für die Presse aus. Die Journalisten sind gierig auf jedes Wort. O, er hatte sich sehr erregt, der Herr Ministerpräsident. Aber das Staatswohl! Man bedenke, das Staatswohl! Diese tölpelhaften Bauern! Er war zufrieden mit sich, der Herr Ministerpräsident. (Fortsetzung folgt.)

## Die letzten Lebenseinheiten



En alten Griechen war bereits die Auffassung geläufig, daß die materielle Welt aus kleinsten Teilchen bestehe, und wenn auch die begriffliche Fassung dieser letzten Einheiten seither tiefgreifende Umwandlungen erfahren hat, so ist sie doch bis heute in der Naturwissenschaft die herrschende geblieben. Daß manche Physiker die Anwendung der Begriffe Molekül und Atom ablehnen, mag hier außer acht gelassen werden, da keine grundsätzlichen Streitfragen aufgerollt werden sollen; es genüge der Hinweis auf die große Bedeutung, welche die Annahme von Molekülen und Atomen in der modernen Chemie und Physik erlangt hat, um die Frage der Biologie nach dem Vorhandensein letzter Lebenseinheiten als eine gewichtige zu kennzeichnen. Wenn es gelingen sollte, letzte Lebenseinheiten aus greifbaren Tatsachen zu erschließen, so könnten sie unserer Naturerkenntnis ebenso förderlich sein wie die Moleküle und Atome, deren Existenz empirisch festzustellen ja ebenfalls noch nicht gelungen ist.

Solange man den Bau der Zelle nur ungenau kannte, war man geneigt, diese als das wahre Elementarorgan sowohl der Pflanzen als auch der Tiere anzusehen, aber schon Ernst von Brücke wies darauf hin, daß wir in der Zelle offenbar einen Elementarorganismus vor uns haben. Fünfzig Jahre eifriger Forscherarbeit haben über die Kompliziertheit des Baues und der Lebensäußerungen der Zelle so überraschende Aufschlüsse gebracht, daß der Auffassung Brückes heute allgemein zugestimmt wird. Die Möglichkeit, daß die Zelle sich aus Elementarorganismen aufbaut, die sich zur Zelle verhalten wie diese zum Gesamtorganismus, ist von Brücke auch schon ins Auge gefaßt worden, aber erst in den achtziger Jahren ist dies Problem von dem Wiener Pflanzenphysiologen Julius von Wiesner energisch in Angriff genommen und zu einer wohlbedachten Theorie verdichtet worden, über die er in einem Vortrag vor der Wiener Philosophischen Gesellschaft in allgemein verständlicher Weise berichtet hat\*).

Nur langsam, auf mancherlei Umwegen ist Wiesner zur Aufstellung seiner „Plasomlehre“ gelangt. Er fand in der vegetabilischen Zellhaut, die er im Gegensatz zur herrschenden Lehre für ein lebendes Glied der Zelle hielt, Hautkörperchen, die

\*) Ausführlich hat Wiesner seine Lehre von den letzten Lebenseinheiten in dem Werke: „Die Elementarstruktur und das Wachstum der lebenden Substanz“, Wien 1892, dargestellt.